

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 4

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

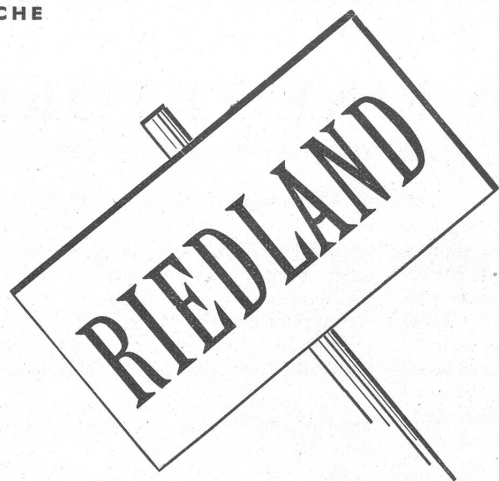
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

10. Fortsetzung

SECHZEHNTE KAPITEL.

Es war dunkle Nacht, als sie mit ihrem Faltboot unter der Brücke von Grynau hindurchfuhren. Marie hatte das Ruder quer vor sich gelegt, Rochat sass hinter ihr und berührte nur leicht von Zeit zu Zeit mit einer Schaufel das Wasser, die Richtung in der Mitte des Stromes zu halten. Nach der grossen Krümmung verlor sich der Schein der Brückenlampe und sie glitten in das stille Dunkel hinein. Das Wasser schimmerte blass unter der Milchstrasse; aus den Wäldern des Buchbergs kam der eintönige Widerhall des rauschenden Flusses.

Er schlang seinen Arm um ihren Leib, sie legte ihre Hände darauf, lehnte sich zurück und spürte den Atem in seiner Brust. Auf dem Damm tauchten die Pappeln aus der Nacht, glitten ihnen entgegen, wuchsen riesengross in den bestirnten Himmel, versanken. Auf den schwarzen Hängen jenseits der Ebene glommen in lockeren Ketten die Höhenfeuer; manchmal stieg eine Rakete und öffnete eine silberne Hand über dem Ried. Marie hörte auf das Plätschern der Wellen an den Flanken des Bootes. Ein leiser Fahrwind strich über das Gesicht, das sie aufwärts gewendet hatte. Sie sah nur noch die endlose Gegenwart der regungslosen Sternbilder, unter denen sie dahinfuhren.

Als sie aus der Flussmündung heraus in den See schossen, senkte Rochat die eine Schaufel. Das Boot beschrieb leise rauschend einen grossen Bogen und auf einmal lag das schwarze Wasser still unter ihnen. Nur am Wandern der fernen Lichter sahen sie, dass eine Strömung sie sachte dahintrieb. Ganz nahe quäkte verschlafen eine Ente, sie streiften das flirrende Schilf, dann tat es sich vor ihnen auf und die Hafenlichter von Schmerikon schimmerten über den See. Der leise Klang einer fernen Blechmusik begleitete sie.

Sie hatten beide nach ihren Rudern gegriffen; langsam, im Gleichtakt, ohne Laut, tauchten sie die Schaufeln in das samtene Wasser.

Auf einmal wandte Marie den Kopf. „Oh, schau!“ rief sie. Rochat folgte ihrem Blick.

Auf der Kuppe des Buchbergs schoss eine Feuergarbe in die Höhe. Es war ein gewaltiges Feuer, grösser und näher als alle andern. Eine rosige Aura lag über der Matte und weit in der Runde flackerte der Widerschein der Flamme an den Bäumen der offenen Lichtung empor. Am Fusse des Berges, im schwarzen Spiegel des Sees, war ein feuriger Komet unterwegs nach den grossen Tiefen.

„Es ist Bieli“, sagte Marie. Während sie zu dem einsamen Feuer hinaufschaute, sah sie ihn wieder vor sich, wie sie ihn im Schläfe belauscht hatte, als ein fremdes Gesicht durch seine braune Haut hindurchschimmerte und wieder fühlte sie, dass neben der Süsse der Gegenwart noch etwas anderes in ihr seinen Raum hatte, etwas, wofür es

keinen Namen gab, etwas, von dem alle Menschen, die sie kannte — auch Rochat, auch die Schwester Pia — unsagbar weit entfernt waren. Es schimmerte glühend und unfassbar durch ihre Seele hinauf wie dieser rote Komet aus den schwarzen Gründen des Wassers.

Sie begannen wieder zu rudern. Aber dann hielt Marie nochmals inne, und auch Rochat hob seine Ruder. Das Boot hatte seinen Schwung beibehalten und schoss lautlos mit leisem Rauschen dahin.

„Das Feuer“, murmelte sie und zögerte eine Weile. „Das Feuer ist unsere Freude“, sagte sie dann ganz leise „es ist keiner zu arm dazu.“ In der Beuge zwischen Hals und Schultern fühlte sie seinen Kuss, aber sie schaute mit grossen abwesenden Augen in das Dunkel hinaus.

Sie kamen immer näher in den Bereich des nächtlichen Festes. Schon erzitterte die Luft unter den Paukenschlägen. Die glühenden Raupen der roten Papierlaternen schaukelten unter den dunklen Kronen der Platanen. Die Ufermauern waren schwarz von Leuten.

Als sie um den Hafendamm bogen, bot sich ihnen ein seltsamer Anblick.

Unter dem weissen Licht der Bogenlampen war der ganze Hafen ein riesiger Tanzboden. Sie hatten über die vertäuten Ledischiffe Bretter gelegt, dicht nebeneinander über das ganze Wasser hin. Nur das schwarze Bord des ‚Saturn‘ ragte mannshoch darüber hinaus. Auf eisernen Gartenstühlen sass dort die Musik; der Dirigent stand wie ein Kapitän auf der Kommandobrücke. Jenseits der Strasse schimmerten wie Kulissen die Fassaden der Giebelhäuser im Widerschein der Lichter, die in grünen, roten und blauen Glasbecherchen auf den Fenstergesimsen standen.

Sie legten an, Rochat half Marie lachend aus dem Boot und sie stellten sich in den Kreis der Leute am Rande des Podiums.

Es war gerade eine Tanzpause. Ein Turner streute Magnesium auf die Bretter, andere rückten zwei Barren in die Mitte. Dann hörten sie das kurze: „Achtung, steht vorwärts marsch!“ des Oberturners und die Kunstrieger stellten sich auf, acht Mann hoch, in weissen Hosen und Leibchen, die braunen Arme im Rücken verschränkt.

Marie blickte zu Rochat empor, der über die Köpfe der Menge hinweg sah. Seine Augen funkelten vor Vergnügen und sein Muttermal glühte. Seine Hand presste ihren Oberarm.

„Kannst du sehen?“ fragte er. „Kannst du sehen? Was die da sich ausgedacht haben!“ Sein erregtes Gesicht rührte sie.

Eine grosse Stille trat ein. Die Turner hatten über den beiden Barren eine gipsweisse Pyramide gebildet. Die Bogenlampen erlöschten. Am Boden, vor ihnen, zischten bengalische Flammen auf. Eine weisse Sichel, hob sich mit gestrafften Füßen, der Spitzenmann im Handstand

über die andern hinaus in den gestirnten Himmel. Seine Arme zitterten leicht, sein Gesicht glühte im roten Schein der bengalischen Feuer, sein verkehrtes Auge war starr. Zu seiner Seite, ein bisschen tiefer, standen leise wankend zwei Jünglinge, die Füllhörner mit fleischroten Gladiolen und gelben Mimosen symmetrisch über den Schultern.

Dann verlöschten die roten Flammen, „ab!“ hörten sie den Obertürner scharf befehlen, die Bogenlampen flammten auf, die Leute klatschten, die Deckel der Bierkisten knallten, die Turner trugen die Barren davon, der Dirigent auf dem „Saturn“ hob seinen Stab, die Tanzmusik setzte ein. Von Zeit zu Zeit zischte eine Rakete in den Himmel, die Buben bildeten kleine wilde Gruppen um einen bräuselnden Schwärmer und stoben auseinander, wenn er losging; der Tanzboden war schwarz von kreisenden Paaren.

Rochat nahm Marie in den Arm und sie begannen zu tanzen. Die Bretter schwankten leise unter ihnen, Marie fühlte seinen Atem in ihrem Haar.

Sie tanzten am Fischer Helbling vorbei, der auf einem eisernen Benzinfaß hockte und zuschaute. Der Schiffsknecht Stilli sass auf dem Boden und rieb seinen krausen Hinterkopf am Knie eines Mädchens, das hinter ihm auf einem Stuhle sass und ein Weinglas in der Hand hielt. Lorenz stand bei den älteren Männern und blickte unbewegten Gesichts in das Getümmel. Er hielt ein kleines Mädchen an der Hand, es hatte eine rote Masche im strähnigen Haar.

Marie horchte in die Musik hinein und versuchte die vier Trompeten heraus zu hören, die an einem Abend allein ihren schrillen Einsatz geübt hatten. Sie hörte sie nicht. Sie gingen unter in den freundlichen Instrumenten.

Im Drehen sah sie über den Köpfen der Tanzenden die Höhenfeuer in der Runde, den Hügelzügen des Sees entlang, gegen das Toggenburg zu, im Zürcher Oberland. Einige begannen schon kleiner zu werden. Aber dann flammte zuletzt noch der Holzstoss in der Grynauer Lichtung auf. „Jetzt hat er seine Runde beendet“, dachte Marie und nochmals glitt unverständlich Bielis schlafblaues Gesicht an ihr vorüber. Sie sah ihn, wie er einsam über den Buchberg ging, von Holzstock zu Holzstock, und seine Brände warf, als hätte er, am Rande der Menschen, einen besonderen und geheimnisvollen Auftrag zu erfüllen.

*

Gegen Mitternacht wurde das Fest gestört. Auf der Dorfstrasse rasselte ein Leiterwagen daher, ein Mann stand darauf und blies in das Horn. Der Tanzboden leerte sich, und alles strömte der missklingenden Botschaft zu. Die weissen Turner schlangen sich auf die Wagenbrücke. Sie hatten Feuerwehrhelme aufgestülpt und schlangen Aexte in den Händen. Die Musik brach ab, aber nicht alle Bläser zu gleicher Zeit. Jetzt hörte Marie zwei Takte lang den schrillen Klang der vier unglückseligen Trompeten. Als auch sie aussetzten, kam ihr verhallendes Echo vom Buchberg herüber.

„Es brennt wieder in Tuggen!“

„Schon wieder?“

„Wo brennt es?“

„Beim Gemeindepräsidenten.“

Als Rochat von der Strasse zurückkam, stand Marie an den Stamm einer Platane gelehnt und blickte über den See. Eine einzige Papierlaterne brannte noch matt über ihr und der rötliche Schein schimmerte auf ihrer Wange.

„Ich hatte schon Angst, es sei der Bohrturm“, sagte Rochat, „mit diesem Einfall von Baldegger, die Erdgase zu entzünden! Es fängt an, ein Landesunglück zu werden, diese ewige Brennerei! Es ist, als rase ein Tier herum!“

Er konnte Mariens Augen nicht sehen. Er konnte nicht sehen, wie blass sie war. Er achtete es nicht, dass sie ihre Hand auf das Herz presste.

SIEBZEHNTES KAPITEL.

Auf den Höhen verschwelten die blauen Rauchmale der Augustfeuer im blassen Morgen, der Geruch von Asche lag in der Luft. Hinter weissen Nebelschleiern stieg eine rote strahlenlose Sonne empor. Das Schilf stand starr, blechern. Die Stundenglocken hatten einen spröden Klang. Auf den Baggerstellen schrie das Eisen. Die Luft war heiss, die Fahnen hingen feucht und schlaff an ihren Stangen, die Leitungsdrähte summt, die Morgenzüge rollten wie ferner Donner.

Therese stand in ihrem dunklen Kleid mit den fischbeinigen Kragenstützen und den töricht wehenden Haaren über der gewölbten Stirne, unter dem grossen Nussbaum am Eingang von Uznach. Auf der Grynauerstrasse kamen die Leute von der Brandstätte zurück und zogen mit übermächtigen Gesichtern an ihr vorüber. Die Turner trugen ihre Feuerwehrhelme am Arm, ihre Leibchen waren russig. Die kunstvoll gekräuselten Haare der Mädchen hatten sich gelöst, die duftigen Puffärmel an ihren weissen Kleidchen waren zusammengefallen und zerdrückt.

Die Botschaft wanderte in gedämpften Gesprächen an Therese vorbei. Die Scheune des Gemeindepräsidenten war völlig niedergebrannt, drei Kühe und ein Mutterschwein waren umgekommen, ein niederschmetternder Balken hatte einem Manne die Schulter gebrochen. Beim Nussbaum wandten alle den Kopf und sagten: „Guten Tag, Frau Lehrer“, und Therese nickte.

Bei der Strassengabelung trennte sich der Schwarm der Schmerikoner mit Handschlag von denen von Uznach. Therese schaute ihnen nach, wie sie tapfer und ernst dem Bahngleise entlang abschwanken. Dann war die Strasse leer und still. Nur im Baum piepsten kläglich ein paar Vögel. Der Buchberg blickte böse und schweigsam herüber.

Therese setzte sich auf die hölzerne Rundbank unter dem Bann und starrte in die gläserne Ruhe des Morgens. Ihr Mund war trocken, ihre Hände fühlten sich an wie Holz.

„Jetzt aber, jetzt aber!“ flüsterte sie ein paarmal vor sich hin.

Die Rauchschwaden flossen über die Sonnenscheibe, das ganze Land war wie von einem düsteren Schleier überzogen.

Jenseits der Strasse raschelte es im Gras. Therese schreckte auf und blickte hinüber. Die Ringelnatter hatte den Kopf einer Kröte im Maul, ihr schwarzer Leib schillerte in wellenden Bewegungen. Sie versuchte das Beutetier aus dem Bereich der Gräser zu ziehen, an die es sich mit vier zuckenden Händchen verzweiflungsvoll anklammerte.

Therese sprang auf, die Hände über der Brust, der Atem gehorchte ihr nicht, mit offenem Munde stöhnte sie leise. Sie eilte blindlings den Schilfweg hinab, der zwischen den steifen Goldruten ins Weite führte.

Erst im Dunkel der gedeckten Brücke, die über den Aabach führte, hielt sie inne. Sie setzte sich klopfenden Herzens auf die Holzbank an der Brückenverschalung. Die Sonne war durchgebrochen, ein gleissender Schleier hing vor den Toren. Therese blickte hinaus, als wäre sie auf der Flucht und raste in einer Höhle. Unter den Bohlen plätscherte der Bach; im Dachgebälk huschten mit leisem Flirren die Schwalben aus und ein.

Auf einmal kamen leise Schritte über die Brücke. Durch den westlichen Bogen schritt eine Frau, über ihr Gesicht fiel ein schwarzer Schleier bis auf die Brust hinab. Sie wandelte langsam dahin, ein wenig steif, als wäre der Boden aus Glas. Als sie auf ihrer Höhe war, rief Therese sie an:

„Adeline! Adeline Gusch! Kennst du mich nicht?“

Die andere schien zu zögern, aber sie hatte offenbar keine Macht über ihre Schritte. Sie ging vorüber und bewegte nur leise den Kopf hin und her, mit einem schiefen, schelmisch-schmerzlichen Lächeln auf den Lippen; schon teilte sie den flimmernden Vorhang am jenseitigen Tor, ging auf dem Strässchen davon, wurde kleiner und kleiner.

(Fortsetzung folgt)